

Aus dem Höflichkeitscapitel unseres Volkes

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Schulblätter**

Band (Jahr): **11 (1845)**

Heft 6

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-865809>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gau's sind; man darf sich darüber wundern, daß es nicht schon längst geschehen ist. — Als im Jahre 1835 das Schulgesetz den früher unbefoldeten Inspectoren eine Entschädigung auswarf, wollte man nicht nur die Arbeit in billiger Weise belohnen, sondern man glaubte auch, damit eine bessere Verwaltung der Inspectorate und eben deshalb einen solideren Gewinn für die Schule ermöglichen zu können. Daß man sich im letzteren Punkte täuschte*), wissen Alle, die mit offenen Augen dem Gange der Dinge gefolgt sind. Der einzige Unterschied zwischen früher und jetzt besteht nur darin, daß vor 1835 die Inspectorate Nichts kosteten, seit der Zeit aber jährlich eine Summe von 4600 Liv. verschlingen. Ist eine zehnjährige Erfahrung nicht ausreichend, um sich gedrungen zu fühlen, nach etwas Besserem zu greifen?

— X. —

Aus dem Höflichkeitscapitel unseres Volkes.

Von der Höflichkeit des deutschen Volkes, denkt Jeder, könne man nicht sonderlich viel Ruhmens machen; denn man spricht von „deutschen Bären“ u. A.; und wenn sich Einer recht biderb äußert, so heißt es: „der hat's ihm deutsch rausgesagt“.

Und doch hat man Ursache, die übertriebene Höflichkeit unseres Volkes zu rügen, und zwar in Hinsicht auf die fremden Eigennamen und die großen Anfangsbuchstaben der sogenannten Hauptwörter.

Die innere Eigenthümlichkeit unseres Volkes und die Lage der deutschen Länder inmitten zwischen den Nationen Europa's

*) Ob der Hr. Verf. den Zustand des Schulwesens vor 1835 kannte, wissen wir nicht. Wir wenigstens sind der Ansicht, daß die Schulinspection doch jetzt besser ist, als vor dem neuen Schulgesetze. Allein in dem Grade, als die Leistungen der Schule sich steigern, muß auch die Inspection an innerem Gehalte wachsen; sonst treten eben viele der übeln Folgen ein, die unser Verf. oben erörtert hat.

machen es erklärlich, daß wir keinen so schroffen Nationalstolz haben, wie z. B. Franzosen und Engländer, und daß wir, wie unsere Literatur beweist, leicht Fremdes in uns aufnehmen und uns dem Fremden anbequemen.

Die Franzosen z. B. machen sich Alles mundgerecht; alles Fremde fassen sie überhaupt vom französischen Standpunkte auf. Es fällt ihnen gar nicht ein, mit uns zu sprechen: Basel, Mainz, München, Wien, St. Gallen u., sondern sie parliren: Bäle, Mayence, Munic, Vienne, Saint-Gall etc. Ebenso die Engländer: Erford, Erwörärd, Glähris, Goddärd, Hehlbrön, Harman, statt Erfurt, Eberhard, Glarus, Gotthard, Heilbronn, Hermann u.

Man wird dies ganz in der Ordnung finden und sagen: Alle Nationen, welche eine Mischsprache haben, sprechen anders als sie schreiben. Bei uns hingegen, die wir im Wesentlichen eine Originalsprache haben, stimmt Aussprache und Schreibung überein. Mit/in haben wir ein Gegenrecht, und sprechen: Mailand, Genf, Ferten, Neuenburg, Paris, England, Irland, Kopenhagen, Mexico, statt Milano, Schenehy, Iwerdön, Nöschatel, Parih, Inggland, Eirländ, Kiobnhaven, Méchiko u., wie es die Eingebornen sprechen.

Nun verfahren wir darin aber gar nicht consequent, sondern man stellt das Gesetz auf: Sprich die Fremdwörter gerade so, wie sie von den Eingebornen gesprochen werden; also: büroh, (bureau), Schosseh (chaussée), Loar (Loire), Losann (Lausanne), Schäkspihr (Shakspeare), Mäntschestör (Manchester). Man würde uns auslachen, wenn wir sprechen wollten, wie geschrieben wird; aber man würde es eben so lächerlich finden, wenn Einer sagen wollte: Milano, Eirländ u. Wo bleibt hier die Consequenz? *)

*) Bolland's über's Bohnenlied geht es, wenn man deutsche Namen verwälcht, wie Hangri (Heinrich), Louis (Ludwig), oder gar Schafe und Schafeli, Hangriettli und andere nationale Monstra. Es tönt vielen

Der Geist unserer Sprache fordert, daß Schreibung und Aussprache übereinstimmen; dagegen will das Gesetz der Höflichkeit oder vielmehr unser Accomodationsinn, daß wir fremde Namen sprechen, wie die Eingebornen. Da stehen wir zwischen zwei Bergen, und Viele werden es für rathsam halten, dem Thale entlang zu wandern, d. h. der Sache ihren Lauf zu lassen.

Allein dieser schwankende Zustand ist ein Uebelstand für die Schule. Wer will Lehrer und Kindern zumuthen, sich mit der Aussprache aller vorkommenden fremden Namen zu plagen? Wenn auch ein Lehrer die französische Aussprache kennt, so ist ihm doch die englische, spanische, italienische u. unbekannt. Und warum sollen wir nun eine Nation bevorzugen?

Es sind hier drei Fälle möglich:

- 1) Entweder nationalisirt man alle Fremdnamen und macht sie mundgerecht, wie Mailand, Neuenburg, Irland, Pöbel (peuple) u. s. w. Allein dies ist Sache der ganzen Nation.
- 2) Oder man spricht Alles, wie es geschrieben steht, also Rousseau u. ; allein dies wäre gegen allen herkömmlichen Gebrauch und wir würden nicht verstanden werden.
- 3) Oder man spreche die Namen wie die Eingebornen, aber dann schreibe man sie auch so; also Ruffoh, Loar, Paläh (palais), Kohr (corps), Schile (Chile), Döbblin (Dublin) u.

Das Letztere scheint am annehmbarsten zu sein, weil 1) die fremde Aussprache zu sehr überhand genommen hat, 2) weil für die Sprache das Sprechen wichtiger ist, als das Schreiben, 3) weil wir alsdann verstanden werden. Die neben den fremden

Leuten vornehmer, weil fremder. Das Einheimische ist ihnen „nicht weit her“. Selbst diese Phrase ist charakteristisch. Auf der andern Seite wird dagegen selten ein Einwohner des Dorfes X zugeben, daß der Kirchturm des Dorfes Z höher sei, oder daß die Glocken reiner tönen, oder daß die Feuerspritze von Z höher gehe, als die von X. Die Ausgleichung dieses Widerspruches, der wohl nur psychologisch gedeutet werden kann, überlassen wir den Lesern.

Namen existirenden deutschen [Neuenburg, Lützenburg, Sitten (Sion), Cleven (Chiavenna), Delsberg, Peterlingen (Payerne), Verden (Verdun), Nanzig (Nancy)] sind natürlich beizubehalten und sogar vorzuziehen, weil sie ein nationales Gepräge haben.

Zur Erleichterung für den Schulzweck hauptsächlich wird es aber durchaus nothwendig sein, daß man in den Lehrmitteln die Wörter möglichst so druckt, wie sie gesprochen werden, und vielleicht findet man es nöthig, die Schreibung einzuclammern. Es wäre auch zu wünschen, daß dies in allen deutschen Büchern geschähe.

Gelegentlich bemerke ich noch, daß es ganz dem Charakter unserer Sprache angemessen ist, die Schreibung anderer Fremdwörter den Gesetzen der deutschen Aussprache zu unterwerfen; denn was wir ins Bürgerrecht aufgenommen haben, ist unser Eigenthum, und damit verfahren wir, wie es uns gemäß ist. Wir schreiben also: Nazion, Zäsar, Auktion, Krist, Konzept u. und nicht Nation, Cäsar, Auction u. Daß man die Abstammung erkennen solle, kann kein Grund für Beibehaltung der fremden Buchstaben sein; denn wir schreiben nunmehr auch: Kanzel (cancelli), Pöbel (populus, peuple), Schaffott (échafaud), Bresche (brèche), Zirkel (circulus) u. a.

Ein anderer anscheinend gleichgiltiger Gegenstand ist die Großschreibung der Wörter. Die Substantiven namentlich stehen da als die Aristokraten unserer Wörter, denen man die lächerliche Ehre anthut, den Anfangsbuchstaben groß zu schreiben.

Bekanntlich hat das Verb eine weit größere Bedeutung im Satz, als das Substantiv; mithin könnte man das Verb Hauptwort nennen. Aber diesem wie jenem eine besondere Höflichkeit zu beweisen, dazu liegt nicht der geringste Grund vor.

Bekanntlich ist dies bei keiner Nation der Fall. Auch wir schrieben bis zur Reformationszeit nur die Eigennamen groß, und im 16. und 17. Jahrhundert (eine löbliche Ausnahme machte hier und da die Bibel) allmählig alle Substantiven. Man bleibt dabei aber nicht stehen, man fängt an, auch alle substantivisch

gebrauchten Wörter, ferner Zahl- und Fürwörter zc. groß zu schreiben, so daß uns das Uebel über den Kopf wächst, wenn wir ihm nicht steuern. Niemand leidet darunter mehr, als die Schule. Es wäre gewiß keine unbedeutende Erleichterung, wenn der Unterschied zwischen Groß- und Kleinschreibung aus der Schule verschwinden würde. Aufheben läßt sich die Unsitte für's Erste nicht; darum mache ich der Schule den Vorschlag, wenigstens eine bestimmte Grenze zu ziehen.

Man schreibt jetzt: das Gute; das Laufen; er besitzt Nichts, Alles; er weiß Viel; Jedermann; die Göthe'schen Schriften; ich melde Ihnen; sogar: außs Beste; er strebt zum Höchsten zc., so daß fast allein die Präpositionen und Conjunctionen als ungeehrt den Plebs der deutschen Wörtermasse bilden, deren communistische Bewegung wir sicherlich bald fürchten müssen. Alle Adelsstufen sind in der deutschen Schrift repräsentirt, sogar der Briefadel; denn seit dem 15. Jahrhundert ist das natürliche du durch das für vornehmer geltende ihr verdrängt, und beide Pronomina wurden in Briefen und Anreden überhaupt durch einen großen Anfangsbuchstaben geehrt. Die Aristokratie ihrte sich und die Demokratie wurde von ihr geduldet. Griechen und Römer haben diesen unnatürlichen Plural der modernen Völker nicht gekannt.

Später ging die Höflichkeit so weit, daß man dem Andern so wenig als möglich unmittelbar gegenüber zu treten wagte. Man redete sich mit er an, und als die Scharwenzelei sich steigerte, mit dem Plural sie, und mit den großen Anfangsbuchstaben setzte man der grammatischen Dummheit die Krone auf.

Einmal fing man sogar an zu sagen: Sind der Herr Präsident zu Hause? Diese Albernheit fand indeß keinen Beifall. Dagegen sind Ausdrücke wie: Haben Euer Gnaden befohlen? zc. in Kurs geblieben. Die Standesunterschiede erstrecken sich sogar über das Grab hinaus, indem der gewöhnliche Mann nur selig ist, dagegen die Fürsten „höchstselig“. Die Extreme berühren sich: die größte Höflichkeit schlug in Anmaßung um, und fürstliche Personen und Zeitungsschreiber betrachten sich als Doppelperson

und schreiben Wir statt ich. Zur Entschuldigung kann einigermaßen dienen, daß oft allerdings mehrere verschiedene Personen in Bezug auf Gesinnung und Charakter in einer Haut stecken.

Diese Unsitten sind zu tief eingewurzelt, als daß man sie rückgängig machen könnte; dagegen dürfte es an der Zeit sein, dem Umsichgreifen der Großschreibung Halt zu gebieten; denn wohin soll das am Ende führen?

Aus Rücksicht für die Schwachen wird man die Aristokratie der Substantive für einmal nicht beschränken dürfen; aber alles Andere, mag es substantivisch gebraucht sein oder nicht, mögen die Wörter eine Person oder Sache andeuten oder nicht, sollte man klein schreiben. Ich würde also die einfache Regel aufstellen: Schreibe außer dem Anfangsbuchstaben eines Satzes nur die **wirklichen** Substantive groß. Man schreibe also jedes Wort klein, welches auch noch als andere Wortart vorkommt. Also: das gute, das laufen, das meinige, der vornehme (zu ergänzen: Mann) u.; dagegen: das Gut, die Güte, der Lauf u. *)

Bernalefen.

II.

Der Körper des Menschen nach seinem Bau und nach seinen Berrichtungen, als Grundlage einer volksthümlichen Menschenkunde.

Gemeinfaßlich dargestellt von Dr. Ernst Anton Quiszmann, Docenten der Medicin an der Hochschule zu Heidelberg. Karlsruhe, 1844. Druck und Verlag des artistischen Instituts (Gutsch und Kupp). 288 S. 8. (Geh. 1 fl. 20 fr.; netto 54 fr.)

Der Mensch lernt so Vieles und soll immer noch ein Mehreres lernen, bleibt aber dabei meist am unwissendsten über sich

*) Es haben schon Männer, wie Harnisch und Andere, den Vorschlägen des Hrn. Verf. zum Theil entsprechende Versuche gemacht, sind aber in späteren Jahren wieder davon zurückgekommen. Anm. d. Red.